Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 44 (1947)

Artikel: Das Burgunderkamin

Autor: Brockmann-Jerosch, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-114329

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Burgunderkamin.

Von Marie Brockmann-Jerosch, Zürich.

Das Feuer, die wärmende Flamme, steht im Mittelpunkt alles menschlichen Daseins. Es ist das wertvollste Geschenk der Natur an den Menschen, die unerschöpfliche Energiequelle, die ihn belebt und die für ihn arbeitet. Ganze Kulturen — die Metallkulturen nämlich — sind auf der Arbeit des Feuers als Erzschmelzer und -verarbeiter aufgebaut, und wiederum ganze Teile der Oekumene, wie z. B. die Oasen, sind in ihrer Entwicklung durch den Mangel an Brennmaterial gehemmt. Anderseits ist es das Feuer, das dem Menschen erlaubt, grosse, sonst nicht ständig bewohnbare Gebiete zu besiedeln und sich nutzbar zu machen, wie den nordischen Nadelholzgürtel.

Es nimmt daher nicht wunder, dass das Herdfeuer von jeher im Zentrum menschlicher Bemühungen stand. Einmal entfacht — mühsam genug — musste es vor dem Erlöschen behütet werden: es wurde unablässig gespeist, und der unter der Asche mottende Funke durfte nicht abreissen.

Aber nicht nur genährt musste das Feuer werden, es galt auch, es zu schützen. Wo keine Höhlen und Balme zur Verfügung standen, musste ein besonderer Schutz gegen Regen und Wind errichtet werden: der Mensch baute schliesslich ein allseitig geschlossenes Gehäuse um die Feuerstelle herum: ein Haus. Je mehr man diesen Dingen nachdenkt, um so mehr möchte man zum Schluss kommen: das Haus ist ursprünglich nicht dem Menschen selber, seinen Vorräten oder den Haustieren zuliebe geschaffen, sondern für das Feuer, das nun zum häuslichen Herd, zum Zentrum, zur Seele des Hauses wurde.

Es ist hier nicht der Ort, auf die kultische und soziologische Bedeutung des Herdfeuers näher einzugehen. Die Frau z. B. verdankt ihr Gewicht in der Familie sicher zum Teil dem Umstand, dass ihr, als konservativerem d. h. erhaltendem Element, die Pflege und auch die Benutzung des Herdes oblag. Auch an die rechtliche Bedeutung des „eigenen Herdes“ sei nur erinnert; sie ist, wie Leumann in seinem interessanten Buch „Das Haus als Träger von markgenossen-

schaftlichen Rechten und Lasten“ [1]) gezeigt hat, durchaus nicht identisch mit der Rolle des Hauses an sich (S. 220). Er sagt, indem er auf deutschschweizerische Markgenossenschaften Bezug nimmt: „Das deutsche Recht .... suchte nach einem äusserlichen, konkreten Kennzeichen, das die Bewohntheit eines Hauses anzeigte. Was konnte sich besser dazu eignen als das Feuer, das überall, wo Menschen sich niederliessen, auf dem Herde loderte! So wurde in allen Gegenden unseres Landes, wo die Rechtsverdinglichung die Oberhand gewann, vom Markgenossen verlangt, dass er ein „eigenes Feuer“, einen „eigenen Herd“, einen „eigenen Rauch“ oder „eigen Feuer und Licht“ führe.“ Und weiter (S. 222): „Alle diejenigen Dorfbewohner, welche keinen eigenen Herd“ (obschon ein Haus) „im Hag, d. h. innerhalb der Umzäunung, innerhalb des Dorfetters besassen, erhielten den Namen „Hagestolz“. Man sagte von ihnen, sie sässen „auf blossem Stuhle“, ... „sie waren keine vollen Markgenossen“. „Der Besitz von „eigen Feuer und Licht“ wurde durch diese Entwicklung nicht nur zum Zeichen der Wohnhaftigkeit im Dorfe, sondern geradezu zum Symbol des vollen Markgenossenschaftsrechtes“.

Dass das primitive Haus ursprünglich einräumig war und das Herdfeuer im Zentrum lag, darf wohl allgemein angenommen werden. Wir sehen diesen Zustand noch sehr schön bei dem sog. Los Huis verwirklicht, der ursprünglichen Form des sächsischen Dreisässenhauses, die sich noch heute z. B. im östlichen Holland findet, und wo Wohn- und Schlafraum, Stall und Tenn, alle in einem Raum mit zentraler Feuerstelle vereint sind. Bei uns sind solche Stadien kaum mehr anzutreffen. Der Wunsch nach einer rauchfreien, „weissen“ Stube führte zu einer Zweiteilung, bei der aber, wie z. B. im Zürcher Tätschhaus, eine einzige, zentrale Feuerstelle erhalten blieb, die beide Räume wärmt, der bekannte Kachelofen, der die Wand zwischen Küche und Wohnstube durchdringt, von der Küche aus beheizt wird und dort gleichzeitig als Kochherd dient.

Der Rauch fand seinen Weg ursprünglich wie es ihm beliebte, durch Ritzen und Spalten, zwischen den Dachschindeln oder dem Dachstroh hindurch. Solche „Rauchhäuser“, wie man sie nennt, gibt es selbst noch hie und

[1]) Diss. Zürich 1939.

da im Schweizer Mittelland, und es sind oft schöne, stattliche, durchaus nicht ärmliche Bauten.

Ein fortgeschritteneres Stadium suchte hier Abhilfe zu schaffen. Dahin gehören die sog. „Rauchlöcher", z. B. beim innerschweizerischen Landenhaus — heute zu blossen ornamentalen, meist halbmondförmigen Ausschnitten im Holzgiebel ohne Funktion geworden. Anderorts lässt man auf der Firstlinie einen Spalt frei, indem die Dachfläche der Luvseite über die andere hinaufgezogen wird (z. B. Toggenburg). Etwas Ähnliches erwähnt Hunziker[1]) von manchen Emmentaler Dreisässenhäusern, bei denen auf mehreren, aber kurzen Strecken der Dachfirst offen bleibt, geschützt durch einen emporragenden, quadratischen, feststehenden Deckel. Aargauische Strohdachhäuser zeigen mitten auf der mächtigen Dachfläche halbrunde, lukarnenartige Rauchlöcher.

Das allgemein übliche aber ist heute der Kaminhut, die „Chämihutte", eine Art Baldachin, der über der Herdstelle hängt, den Rauch zusammenfasst und ihn in einem verhältnismässig engen Schlot bis über den Dachfirst hinausleitet — in der Ost-, Nord- und Zentralschweiz ein alltäglicher Anblick. Um so mehr muss es interessieren, im Westen unseres Landes eine ganz andere Vorrichtung zu entdecken.

Betreten wir ein Bauernhaus, etwa in den Freibergen des Jura. Nüchtern, steinern, abwehrend gegen die grimmigen Wettergewalten duckt es sich in eine Bodenmulde. Die Küche nimmt noch immer, auch seit allgemein Wohnstube und Kammer von ihr abgetrennt sind, das Zentrum des Hauses ein. Wie überraschend gross sie ist, entdecken wir erst allmählich, wenn sich unser Auge an das Halbdunkel gewöhnt hat. Endlich erkennen wir die Feuerstelle, der der bekannte Kaminhut, die Chämihutte, fehlt. Wenden wir aber den Blick aufwärts, so verliert er sich in einen hohen, rauchgeschwärzten Raum, der endlos scheint. Im Viereck überspannt er die ganze oder nahezu die ganze Küche, indem er sich gegen oben konisch verengert. Er ist aus horizontal liegenden Brettern gefügt, die natürlich rauchgeschwärzt, mit Teer und Russ durchtränkt sind. Denn dieses konische Bretterkamin, das den Namen „Burgunderkamin" führt, fasst den gesamten Rauch des Herdes in sich und leitet ihn bis ins Freie hinauf. Es ist noch recht mächtig, etwa 1—2 m^2

[1]) Das Schweizerhaus, Aarau 1900/1914, Bd. V, S. 195/6, Fig. 300.

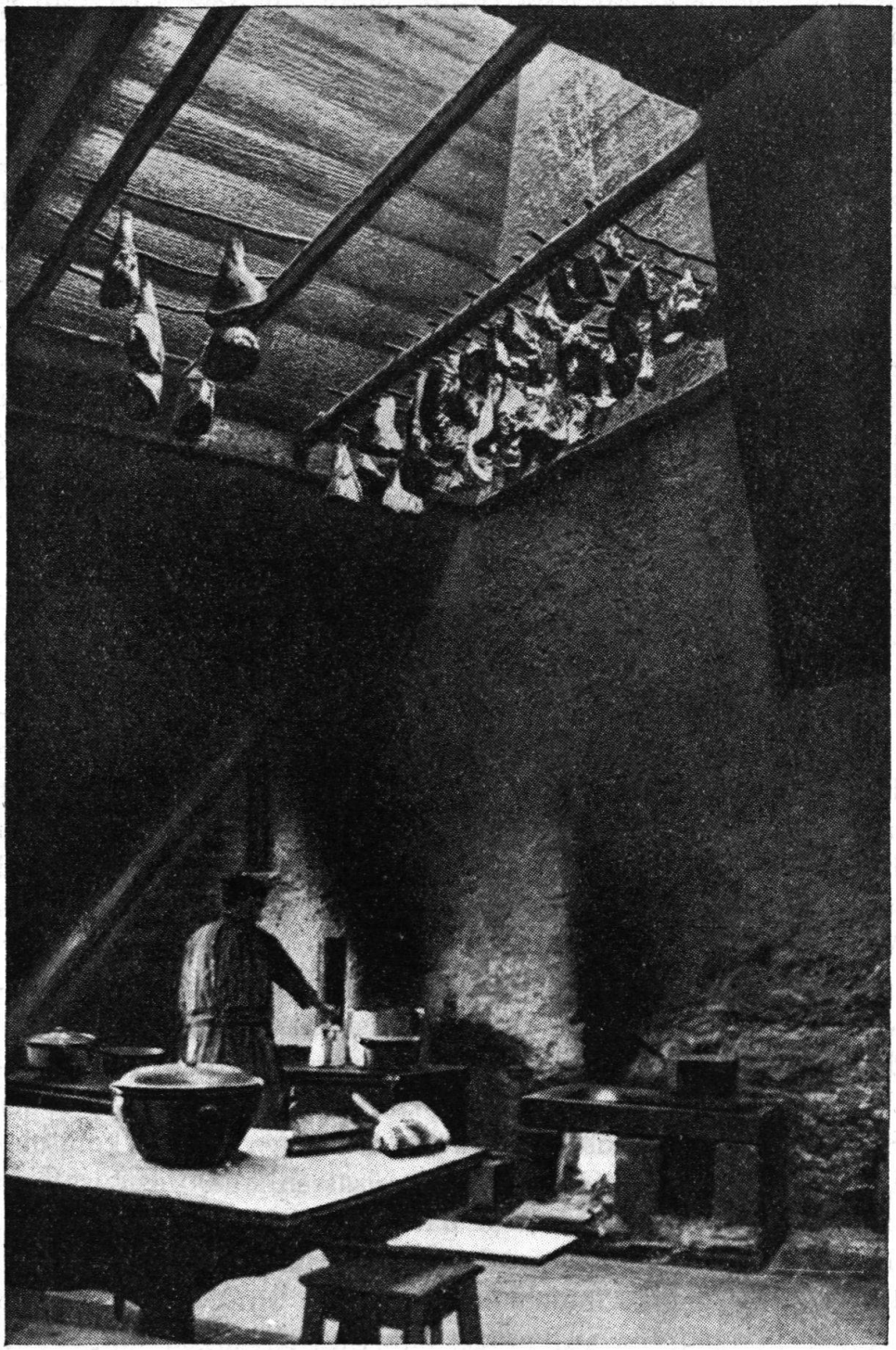

Abb. 1. Burgunderkamin in der Küche eines Dreisässenhauses in Bundtels (Kt. Freiburg). Das Bretterkamin misst unten 24 m² im Querschnitt. Oben Räucherfleisch und in den Winkeln Schwalbennester.
(Aus: H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach, 2. Auflage 1933. Band II, Bild 167, phot. Brockmann u. Schaad.)

messend, wenn es auf dem Dache, meist auf dem First selber, ankommt, über das es sich als kurzer, sich verjüngender Stumpf nur wenig erhebt. Es bildet — wenn nicht neuerdings ein Fenster durchgebrochen ist — die einzige Licht- und Luftquelle für die grosse Küche. Licht flutet in malerischem Effekt durch dies Himmelsloch hernieder und umspielt die rauchgebräunten Hammen und Speckseiten, die an Balken, welche das Bretterkamin überqueren, herabhängen. Das Jurahaus in Prédames unfern Saignelégier, das ich s. Zt. besichtigte, war das einzige am Ort, das noch nicht zu einem modernen geschlossenen Herd und röhrenförmigen Kamin übergegangen war. Es beherbergte, wie die Leute mit Stolz erklärten, die Räucherwaren des ganzen Dorfes; auch rühmten sie, dass ihre Küche die einzige sei, die im Sommer von der Fliegenplage verschont bleibe (Abb. 1 und 2).

Wenn das Kamin mit so grossem Querschnitt endigt — und das muss es als einziger Lichtspender tun —, so ist natürlich eine Vorrichtung nötig, damit Regen und Schnee nicht eindringen können, und dies ist der bekannte Klappdeckel, der bald in Ein-, bald in Zweizahl, bald mit, bald ohne Beschindelung schon von ferne auf so charakteristische Art anzeigt, dass wir es hier mit einem Bretterkamin zu tun haben. Er wird von der Küche aus durch einen Strick bald aufgeklappt, bald halb oder ganz verschlossen, wie es das Wetter befiehlt.

Was die Verbreitung anlangt, die das konische Bretterkamin in unserm Lande hat, so ist da vor allem die auffallende Tatsache zu erwähnen, dass es bei den verschiedensten Hausformen auftritt. Von den sechs Haupttypen der Schweizer Bauernhäuser weisen nicht weniger als drei konische Bretterkamine auf, nämlich das Dreisässenhaus, das Jurahaus und das Landenhaus. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als müssten in einer Gegend nun alle Häuser solche Kamine haben oder gehabt haben — sehr viele sind zudem in den letzten Jahrzehnten auf modernere Einrichtungen umgebaut. Ja, so wenig das Bretterkamin auf einen Haustypus beschränkt ist, so wenig ist es für einen solchen charakteristisch.

Wir finden es so gut beim Freiburger wie beim Waadtländer und beim Genfer Dreisässenhaus. Zwischen Bern und Freiburg taucht es auf, es schmückt die stattlichen Freiburger Bauernhöfe (Abb. 1) und geht z. B. bei Tour de Peilz

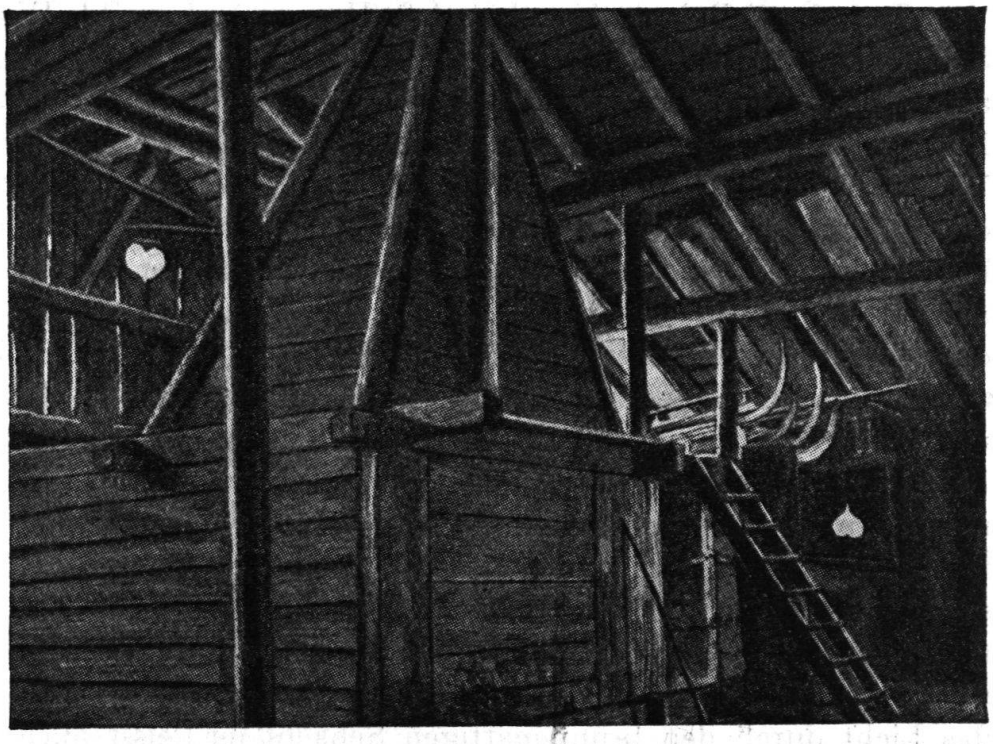

Abb. 2. Innenansicht des Oberstockes eines Landenhauses in Champéry (Val d'Illiez, Kt. Wallis). Das konische Bretterkamin durchstösst den Estrich und erhebt sich über den Dachfirst. — (Aus: HUNZIKER, Das Schweizerhaus, Bd. I, Das Wallis, 1900, S. 7.)

bis an die Ufer des Genfersees und weit westwärts bis in die Gegend von Genf.

Im Jura finden wir es sowohl bei den typischen, breitgelagerten Jurahäusern z. B. der Freiberge, wie bei den bescheideneren Typen der Vallée de Joux. Mit dem Jurahaus geht es übrigens auch über die Landesgrenze bis gegen Pontarlier. Weiter im Norden, von den Freibergen bis in die Ajoie wird das konische Kamin durch ein merkwürdiges, aus Tuffstein ausgeschnittenes, tonnenförmiges Gewölbe abgelöst, das die Küche überdacht und dessen Genesis noch nicht klar ist. Im mittleren Jura kommt beides, Tuffsteingewölbe und Bretterkamin, nebeneinander vor. Sehr merkwürdig ist ein gemischter Typus, bei dem an ein aus Ziegelsteinen erstelltes Tonnengewölbe ein ebenfalls gemauertes konisches Kamin anschliesst[1]). HUNZIKER meldet solche merkwürdigen Bastarde aus der Ajoie, eingebaut in schwäbische Dreisässenhäuser, wie sie im Pruntruter Zipfel allgemein sind.

[1]) H. BROCKMANN-JEROSCH, Schweizer Bauernhaus. Bern 1933, S. 189.

In seinen Reisenotizen entwirft HUNZIKER (l. c. Bd. IV S. 52/53) ein anschauliches Bild der Küche in einem, schon auf französischem Boden liegenden Jurahaus, dessen grosses Bretterkamin den ganzen Herdraum überspannt, an der Basis 7 auf 8 m, also 56 m² misst und 12—15 m hoch ist. „Wenn die Kaminflügel geschlossen sind, so bleibt der Raum vollkommen dunkel", sagt HUNZIKER, „rings von andern Gemächern umschlossen, kann er sonst nirgendwoher Licht erhalten als durch den Kamin. Das Gleiche ist der Fall bei sehr vielen andern Bauten dieser Art. Dennoch ist dieser Herdraum nicht nur Küche, er ist zugleich Ess-, Arbeits- und Wohngemach. Hier sitzen während der Sommerzeit die Frauen strickend, nähend und plaudernd. — In einem Raum ohne Fenster, fast ohne Licht? werden meine Leser fragen. — Ich möchte sie statt aller Antwort einmal in diesen Raum einführen. Zunächst allerdings herrscht tiefe Dämmerung. Dann aber hebt sich der mächtige Flügel des Kamindeckels, und herab quillt das Licht durch den brunnenartigen Schacht (er heisst auch la borne) wie eine riesige, grüngoldene Schlange, und zerfliesst nach unten in einen heimeligen, sanftgedämpften, milchweissen Dämmertag. Nichts kommt der Weichheit dieses Lichtes gleich. Man fühlt sich wohlig und auf einen Schlag zurückversetzt ins grauste Altertum. Denn es ist kein Zweifel, dass diese Einrichtung herstammt aus der nordischen Heimat der Burgunder, wo sie seit mehr als einem Jahrtausend bezeugt ist."

Aber noch ein erlauchterer Kronzeuge lässt sich anführen: GOETHE, dem auf seinen Reisen nichts zu gering war, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und es aufzuzeichnen, berichtet in seinen „Briefen aus der Schweiz" (S. 113) unterm 27. Oktober 1779 von einem Ausflug von Nyon aus in den Jura. Die Nacht wurde offenbar in der Nähe des Lac de Joux, vielleicht in Le Brassus, verbracht in einem Bauernhaus, „wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt". „Es unterschied sich", so sagt GOETHE weiter, „in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als dass der grosse Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und

sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm... Übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Gerätschaften in schöner Ordnung angebracht. Alles nicht unreinlich gehalten". Man sieht: GOETHE beschreibt hier unverkennbar ein echtes Jurahaus mit einem Burgunderkamin!

Seine dritte und wohl grösste Verbreitung hat schliesslich das konische Bretterkamin im Gebiet des Landenhauses, d. h. in den vorwiegend Milchwirtschaft treibenden Voralpen und äussern Alpenketten der Westschweiz. Die äussersten, östlichsten Vorposten schiebt es bemerkenswerterweise noch über den Brünig hinüber: sie finden sich in den Innerschweizer Landenhäusern von Giswil, eines noch in Kaiserstuhl an der Brünigstrasse[1]). Von da beherrscht es den ganzen Bereich des Berner Oberländer Landenhauses, nähert sich Bern — wenigstens zu Zeiten HUNZIKERS — bis nach Schwarzenburg und Guggisberg und tritt durch die Freiburger Alpen in die des Kt. Waadt ein. Die Chalets des Pays d'Enhaut, von Ormonts und Diablerets zeigen es, so gut wie die primitiven Alphütten am Chamossaire und die alten Häuser des malerischen Bergstädtchens Gryon sur Bex. In der Nähe, zwischen Gryon und Anzeindaz, sah ich übrigens in einem Hüttchen an dem rauschenden Avençon ein Burgunderkamin, das neuerdings in Ziegelsteinen ausgemauert, aber doch unverkennbar geblieben war.

Von den Waadtländer Alpen setzt es über das Rhonetal in das zum Wallis gehörige, aber so unwalliserische Val d'Illiez, das mit seinen immergrünen Wiesen, seiner zerstreuten Siedelung, seinen mit Schnitzwerk überreich verzierten Landenhäusern an das obere Toggenburg erinnert (Abb. 2). Ähnliche Verhältnisse herrschen bis Finhaut, von wo HUNZIKER auch noch Bretterkamine erwähnt. Von hier setzt es nach Hochsavoyen hinüber, zusammen mit dem Landenhaus, dem Chalet. Seine Verbreitung erscheint im Wallis an das Landenhaus gebunden, indem es nicht auf das Gotthardhaus übergeht. Es wäre ja auch konstruktiv undenkbar bei diesem, das hier als das Walliser Turmhaus ausgebildet ist, mit seinen mehrfach übereinander aufgetürmten Wohnstockwerken, jedes mit Küche über Küche.

---

[1]) HUNZIKER (l. c. Bd. VII, S. 78) gibt noch solche in Lungern an.

Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass das konische Bretterkamin streng auf das westlich-südwestliche Drittel unseres Landes beschränkt ist und knapp diesseits des Brünig seine letzten Vorposten hat.

Die Frage erhebt sich nun: stehen wir einer autochthonen, schweizerischen Erscheinung gegenüber, oder haben sich westliche Einflüsse sekundär über primitivere Verhältnisse hinübergelagert? Die Sache selber ist heute noch viel zu wenig untersucht — besonders auch nach der historischen Seite —, als dass schon eine abschliessende Antwort erteilt werden könnte. Vorläufig darf aber wohl die blosse Vermutung ausgesprochen werden, dass es sich nicht um etwas Autochthones handeln kann. Diese Annahme stützt sich vor allem auf die dargelegte Tatsache, dass wir das Bretterkamin bei mehreren Haustypen aus ganz unterschiedlichen Wirtschaftsgebieten auftreten sehen, für die es aber kein durchgehendes Charakteristikum bildet. So wenig wie es an eine einzige Hausform gebunden ist, so wenig weist eine solche ausschliesslich das Bretterkamin auf. Nach einer Aussage Friedlis wurde es in die Rauchhäuser des Berner Oberlandes nachträglich eingebaut und aus dem Mittelland übernommen. Auch Hunziker spricht mehrfach von solchen nachträglichen Einbauten. H. Brockmann-Jerosch weist im „Schweizer Volksleben[1]) darauf hin, dass das Material, gesägte Bretter, ebenfalls auf einen neueren Ursprung deute. Und im „Schweizer Bauernhaus“ (l. c. S. 45) sagt er: „Bis jetzt wurde mir nicht bekannt, dass dieses Kamin aus etwas anderem als aus Brettern gemacht würde, und Bretter waren früher nicht leicht herzustellen. Diese Tatsache spricht für späteres Alter, und vielerorts ist auch genau ersichtlich, dass das Bretterkamin nicht mit dem Hause zugleich erstellt wurde, sondern ein späterer Einbau ist.“

Man könnte sich den Vorgang vielleicht so vorstellen, dass man bei gehobenerer Lebensführung, als eine bessere Ableitung des Rauches erwünscht wurde, sich der im Westen gebräuchlichen Vorrichtung zuwandte; dass das Bretterkamin — platt ausgedrückt — einfach Mode wurde, ähnlich wie zu einer gewissen Zeit die Barock-Schweifung des Giebelwalms eine Mode war, die von den städtischen auf die wohlhabenderen bäuerlichen Bauten übergriff, auf die Berner Dreisässen-

[1]) Erlenbach-Zürich, II. Aufl. 1933, Bd. II, S. 75.

häuser so gut wie auf die Appenzeller und Toggenburger Landenhäuser. Wie gesagt: das sind Vermutungen, die zu stützen oder zu widerlegen einem genaueren Studium vorbehalten bleiben muss.

Ein gewisses Indizium aber haben wir schon heute, und das sind die Namen, die das Bretterkamin an verschiedenen Orten trägt. „Luftchuchi" in Unterwalden sagt uns da allerdings nicht viel. Das Gleiche gilt von „Holzchemi", wie Hunziker (VII 197) für Boltigen berichtet. In der Lenk (Ober-Simmental) spricht man einfach von „Chämmi", während das neumodische, geschlossene Kamin mit dem hochdeutschen Namen „Kamin" beehrt wird. H. Brockmann-Jerosch sagt mit Bezug auf die Jurahäuser (l. c. S. 45): „Bezeichnenderweise fehlt im Schweizer Jura ein besonderer Name für dies Kamin, und auch die damit versehenen Häuser werden weder hier noch im Berner Oberland von solchen, denen es fehlt, unterschieden. Das gleiche gilt für die angrenzenden französischen Gebiete."

In andern Teilen des Verbreitungsgebietes welscher Zunge, z. B. in der Waadt, ist jedoch der Name „Cheminée à la Savoyarde" heute ganz allgemein gebräuchlich und weist auf die schon erwähnte Verbreitung jenseits der Landesgrenze in Hochsavoyen hin.

Was den Namen „Burgunderkamin" anlangt, der allgemein in die Wissenschaft eingegangen ist, so ist es mir nicht gelungen, seinen Ursprung zu ermitteln. Dass er, wie oft angenommen wird, von Hunziker stamme, ist wenig wahrscheinlich, da er, wenigstens als Begriff, schon in der 1. Auflage von Gladbach's „Die Holz-Architektur der Schweiz" 1876[1]) vorkommt. Gladbach sagt dort (S. 8): „In der Mitte dieser Küche (eines Berner Oberländer Hauses), unter dem sehr weiten, nach oben pyramidisch verengten Rauchfang von vernutheten starken Bohlen, befindet sich der Herd und seitwärts die abgesonderte Feuerstätte für die Käserei. Diess ist burgundische Bauart, ähnlich der noch in Frankreich und England bestehenden, wo der Feuerherd (Foyer) das Centrum des Hauses bildet." Gladbach legt damit das Hauptgewicht nicht auf das Vorhandensein des konischen Kamins, sondern auf die zentrale Lage der Feuerstelle, die u. E. ein weitverbreiteter, primitiver Zustand ohne spezifische Bedeutung ist, der auch

[1]) E. G. Gladbach, Die Holz-Architektur der Schweiz, Zürich, I. Aufl. 1876, II. Aufl. 1885.

heute noch in den verschiedensten Ländern vorkommt. Der Name „Burgunderkamin“ selber wird dann von Gladbach später (l. c. II. Aufl. 1885) gebraucht, ohne dass er ihn irgendwie präzisierte.

Unzählige Male tritt dann der Ausdruck „burgundisches Kamin“ in Hunziker's grossem Werk (l. c.) auf, dessen tagebuchartigen Aufzeichnungen immer noch eine unerschöpfliche Fundgrube von Beobachtungen sind, deren zusammenfassende volkskundliche Auswertung jedoch schon durch den frühen Tod des Verfassers verhindert wurde. Hunziker war überdies — das darf man nicht vergessen — Philologe, und seine Forschungen sind im Dienste der Sprachwissenschaft gemacht, wobei er jedoch schon in bewunderungswürdigem Masse dem modernen Grundsatz Rechnung trägt, nach dem neben dem „Wort“ auch die „Sache“ gründlich festgehalten werden muss. Der entscheidende Einfluss der Burgunder — und zwar als germanischer, noch nicht romanisierter Volksstamm — steht für ihn fest; und das Bretterkamin muss als Holzkonstruktion seiner Ansicht nach natürlich etwas Germanisches sein. Seinen Standpunkt bezeichnet am besten folgendes Zitat aus dem Jurahaus (l. c. Bd. IV S. 120): „Weil das Gebiet der franko-provenzalischen Mundarten im wesentlichen dem alten Besiedelungsgebiet des deutschen Volksstammes der Burgunder entspricht, sind wir vollauf berechtigt, den jenem Gebiet eigenen Haustypus burgundisch nüanciert zu benennen.“ Dieser Ausdruck „burgundisch nüanciert“ kehrt dann immer wieder, wo Hunziker einem konischen Bretterkamin begegnet, sei es bei einem Landenhaus, einem Dreisässenhaus oder einem Jurahaus!

Ob der Name „Burgunderkamin“ im deutschsprachigen Verbreitungsgebiet jemals wirklich volkstümlich war — wie es Cheminée à la Savoyarde heute noch im welschen ist —, habe ich nicht eruieren können. Heute wenigstens scheint er nicht mehr gebräuchlich zu sein.

Dass Sache und Wort, wie Hunziker offenbar meint, auf den einst nordgermanischen Stamm der Burgunder zurückgehn und von diesem vor bald anderthalb Jahrtausenden in die Westschweiz mitgebracht wurden, erscheint nach dem Gesagten äusserst unwahrscheinlich. Allerdings treffen wir auch in nordischen Ländern noch heute ähnliche — nicht gleiche —

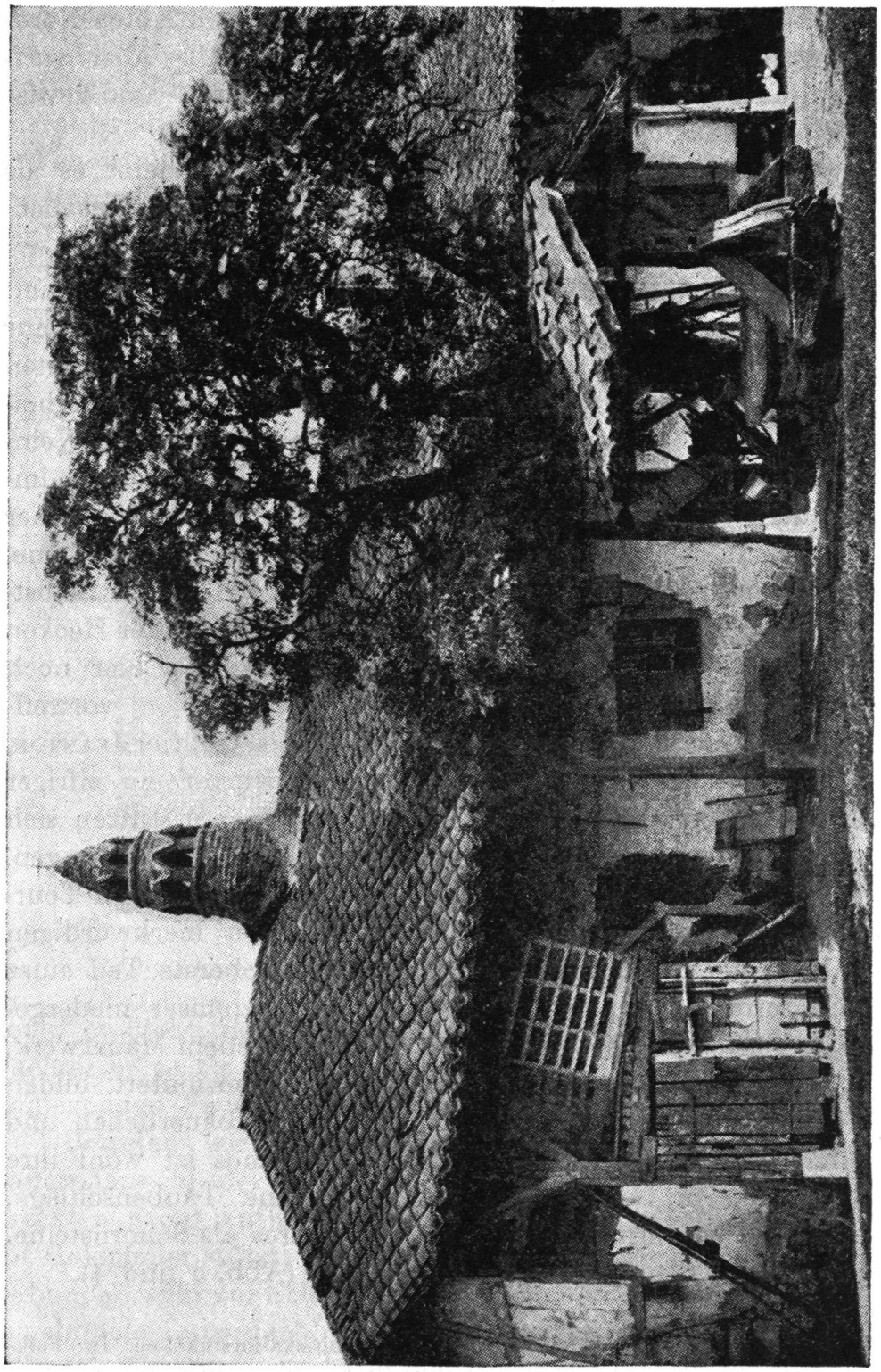

Abb. 3. Bauernhaus in der Gemeinde St. Sulpice-en-Bresse (Dép. Ain), Burgund. Auf dem Dachfirst die aus Backsteinen aufgemauerte Mitra der „Cheminée sarrasine“ mit schmiedeeisernem Kreuz. Der Hausseite entlang der „auvant“ mit Holzpfeilern. — (Aus: Gabriel Jeanton, Les Cheminées sarrasines. Macon, Protat Frères, 1924, Planche XIV.)

Feueranlagen an, so z. B. in den lappländischen Köten Nordnorwegens oder im Ostbaltikum und Litauen[1]). Aber auch das Bauernhaus in Ungarn und Transsylvanien — und gewiss noch in manchen andern Ländern — kennt sie[2]).

Um einer Lösung näher zu kommen, erscheint es als das Gegebene, sich zunächst im heutigen Burgund umzusehen.

Das von der Saône durchflossene, zwischen Jura und Centralplateau eingesenkte Pays des Bresses ist nicht nur eines der fruchtbarsten, sondern auch folkloristisch reichsten Teile des alten Burgund. Ein Vergleich mit der oberrheinischen Tiefebene drängt sich auf: an den Randhügeln Weinberge edelster Rebsorten und Städte und Dörfer mit imposanten romanischen und gotischen Domen, Zeugen einer alten Kulturblüte; dazwischen die breite, fruchtbare Ebene, übersät mit stattlichen Bauernhöfen, in abgeschlossener Selbstherrlichkeit von der Landstrasse abgerückt und hinter Hecken verborgen. Es ist leicht verständlich, dass sich hier noch viel volkstümliche Eigenart erhalten hat. In dem vortrefflichen Kenner der Bresse und des Maconnais, Gabriel Jeanton, Konservator des Museums von Tournus, ist ihr ein eifriger Erforscher erstanden. Auf seine Publikationen[3]) stützen sich — neben eigener Anschauung — die folgenden Ausführungen.

Durchquert man das Pays des Bresses, etwa von Tournus nach Bourg, so wird man durch einen merkwürdigen Anblick überrascht: es ist als ob sich der oberste Teil eines Kirchturmes auf dem Dachfirst der Bauernhäuser niedergelassen hätte. In reich geziertem, durchbrochenem Mauerwerk, im Verhältnis zum Gebäude schier überdimensioniert, bilden diese eigentümlichen Aufbauten einen fast unbäuerlichen und daher umso auffälligeren Schmuck. Welches ist wohl ihre Bedeutung und Funktion? Es sind keine Taubenschläge, keine Glockentürme, sondern nichts anderes als Schornsteine, vom Rauch des Herdfeuers geschwärzt! (Abb. 3 und 4).

---

[1]) Gustav Ränk, Eldstadsformer i de östbaltiska förstuköken. In: Folkliv, Acta ethnologica et folkloristica europaea, Stockholm 1945, tom. IX.

[2]) Romulus Vuia, Le village roumain de Transylvanie et du Banat. Bucarest 1937.

[3]) Les Cheminées Sarrasines. Macon, Protat Frères. 1924, und: L'Habitation paysanne en Bresse. Tournus, Amis des Arts et des Sciences. Macon, M. Renaudier, 1935.

Mit diesen Monumentalschornsteinen gehen im Innern des Hauses Eigentümlichkeiten Hand in Hand: beide zusammen bilden die berühmte Cheminée sarrasine, deren charakteristische Eigenschaften JEANTON wie folgt festlegt: 1. Feuerstelle „au large", d. h. mehr oder minder zentral, frei im Raum, 2. die „Mitre", eben die genannten Dachaufbauten. Ein drittes, das uns gerade als Hauptsache erscheinen möchte,

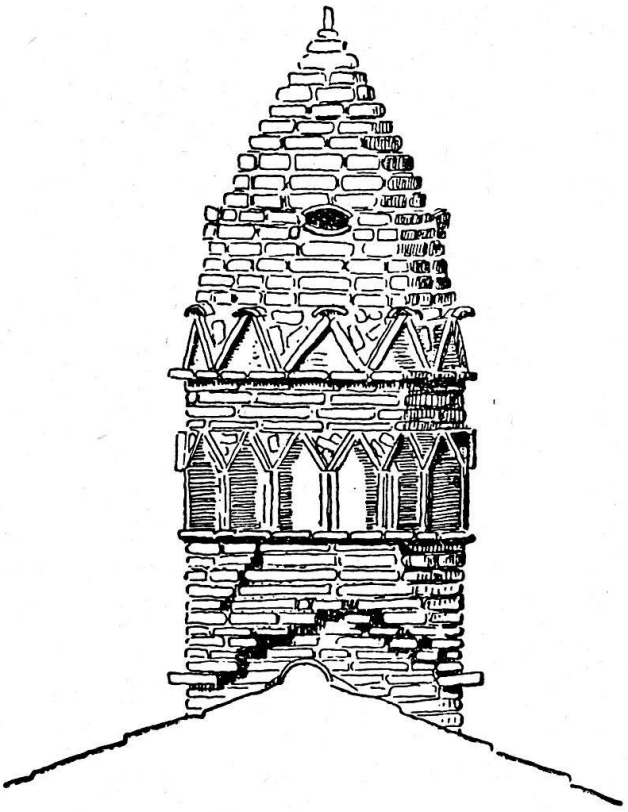

Abb. 4. Mitra einer Cheminée sarrasine in Perignat (Dép. Ain), Burgund. Sie setzt das konische Bretterkamin, das den Estrich durchstösst, in Form eines falschen Gewölbes fort. — (Aus: GABRIEL JEANTON, L'Habitation paysanne en Bresse. Tournus, Amis des Arts et des Sciences, 1935, S. 67.)

nennt er nicht, nämlich das konische Kamin. Offenbar betrachtet er es als untrennbar und selbstverständlich mit der freiliegenden Feuerstelle verbunden.

Betreten wir ein solches, in Riegelbau ausgeführtes Bauernhaus in der südlichen Bresse. Der ganzen, langgestreckten Front entlang läuft ein breites Vordach, das sich auf Holzpfeiler stützt, die, durch schräge oder gerundete Büge verbunden, sehr zur Schönheit des Ganzen beitragen. Von dem so gebildeten, überdachten Vorraum, auvant oder être genannt, führt die Haustüre direkt in den Hauptwohnraum, unter einfachen Verhältnissen das einzige Gelass, in dem man wohnt, schläft und kocht. Er trägt den Namen „la maison": das ist sehr bezeichnend, er ist das Haus schlechthin, denn — er birgt die Feuerstelle. Diese liegt frei, d. h. nicht an einer

Wand, wenn auch meist nicht streng zentral. Denn die maison ist zweiteilig, wenn auch nur selten durch eine Zwischenwand in zwei selbständige Räume geschieden, deren zweiter dann „Chambre du poêle“ heisst. In den meisten Fällen markiert die Teilung nur ein starker Balken, der in Zimmerhöhe das Gelass durchquert. Auf ihn, sowie auf einen Balken in der Rückwand und an den beiden Seitenwänden stützt sich, was Jeanton als einen „énorme entonnoir renversé“ bezeichnet, ein sich nach oben konisch verjüngender Trichter, der unten Dimensionen von 3:3, ja bis zu 4:5 m hat und unter dem die Feuerstelle liegt: nichts anderes also, als unser längst bekanntes Burgunderkamin, das wir nun hier am locus classicus erwischt haben!

Dieses konische Kamin durchstösst, gerade wie im Schweizer Bauernhaus, das obere Geschoss d. h. den Estrich, le grenier, und mündet auf dem Dachfirst als hölzernes Viereck, auf das, anstatt wie bei uns ein schmuckloser hölzerner Klappdeckel, hier die so charakteristische, ornamentale Mitra aufgesetzt ist. Der Trichter selber besteht in der Regel — wie beim Schweizer Burgunderkamin — aus Brettern, oft mit Lehm verstrichen. Es scheint mir aber von Wichtigkeit, dass nicht immer Holz das Material ist, sondern manchmal, wie bei unserer „Chemihutte“, ein Rutengeflecht, das mit Lehm bestrichen ist, in den Häcksel gemischt ist („Clayonnage au torchis“). Es ist das gleiche Material, das zum Ausfüllen der Fächer zwischen den Riegeln der Hauswand dient.

Was die Formen der Mitren anlangt, die durchweg aus Ziegelsteinen aufgemauert und hie und da mit Verputz versehen sind, so unterscheidet Jeanton fünf Typen: Erstens die achteckigen, die verbreitetsten und ältesten, wie er sagt, von der gotischen Epoche bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts errichtet. Die arkadenförmigen Öffnungen laufen in 1—4 Reihen um die Kuppel herum. Zu oberst erhebt sich ein Kreuz, meist schmiedeeisern, manchmal aus Ziegelmasse. Es ist dieser Typ, der besonders an orientalische, aber auch an gotische Vorbilder gemahnt. Für den zweithäufigsten Typus, die viereckige Pyramide, macht Jeanton die Türme der romanischen Kirchen von Tournus als Vorbilder verantwortlich. Den dritten, der die Form eines Reliquiars hat und nur noch in drei Exemplaren vertreten ist, nennt er „gotisch inspiriert“. In einem ebenso seltenen, eben-

falls viereckigen vierten, der in einer kleinen Laterne endigt, sieht er barocke oder Rokoko-Einflüsse. Zu einer letzten Gruppe stellt er dann solche, deren Form von den benachbarten Cheminées Jurassiennes übernommen ist, die aber selber kein konisches Kamin haben — ein grosser Reichtum an Formen also, keines genau dem andern gleich, beste Handwerkerkunst.

Man mag diese Beschreibung des Sarazenenkamins nicht abschliessen, ohne noch ein Brauchstück zu erwähnen, das aufs innigste mit ihm zusammenhängt und das zugleich aufs Schönste das belegt, was eingangs über die ideelle und rechtliche Rolle des Herdfeuers gesagt wurde. Es handelt sich um die Archebanc oder Archibanc, auch Banc des Ancêtres genannt. Möglichst nahe der Feuerstelle und ihr zugewandt lehnt sich an die Rückwand der Maison eine Bank, aus kräftigen Eichenbohlen gefügt, mit Rücklehne und Seitenlehnen, meist schmucklos, hie und da aber auch verziert, auf der wohl ein halbes Dutzend Personen Platz findet. Von hier aus geniesst man die Herdwärme und überblickt den ganzen Raum, es ist also der beherrschende, der Ehrenplatz. Ein Kenner bressianischer Bräuche sagt von ihr[1]): „Sie war nicht ein einfaches Möbelstück wie alle andern. Ihre Errichtung in der Maison, aus der sie nie, unter keinen Umständen je wieder entfernt werden durfte, gab immer Gelegenheit zu dem wichtigsten der Feste, die je auf einem Bauernhof gefeiert werden konnten. Die Einsegnung der Archebanc war eine Feierlichkeit, die das Gehöft nur einmal erlebte.“ Und weiter (S. 68/69) „Die Archebanc diente nicht zu beliebigem Gebrauch. Nur die Eltern und Grosseltern nahmen auf ihr Platz, sie war nicht für die Kinder und die Dienstleute bestimmt. Anderseits nötigte man einen Besucher, den man ehren wollte, auf ihr Platz zu nehmen. Wenn einem Freier gestattet wurde, sich auf ihr niederzulassen, so zeigte das, dass er den Brauteltern genehm sei. Heiratsversprechen, Kontrakte, wichtige Handelsgeschäfte wurden auf der Archebanc besprochen. Zu einer Zeit, da die Bauersleute noch wenig lesen und noch weniger schreiben konnten, wurde alles, was hier abgeschlossen war, aufs gewissenhafteste eingehalten. Es haftete an diesem Brauch eine mit Aberglauben gemischte

---

[1]) zitiert in: Jeanton, Les cheminées sarrasines, S. 68.

Ehrfurcht.“ „Fast alle Archebancs tragen eine Jahreszahl, die oft diejenige der Erbauung der Ferme ist.“ Oft waren sie eine Art Truhe, in der dann der Meisterknecht seine Effekten bewahrte, seinen Lohn, seine Schriften, Bilder und allerlei Jahrmarktskram. Waren es zwei kleinere Truhen zu beiden Seiten, so enthielt die eine wohl das Küchensalz, „die andere beherbergte die Tabakdose und die Pfeife des Grossvaters, der viele Stunden auf der Archebanc zubrachte, spinnend, wie man es heute noch an dem Loch sehen kann, durch das er seine Kunkel steckte.“ Kann man sich eine schönere Bestätigung der Achtung, die das häusliche Herdfeuer genoss, denken, als diese Idylle aus der Bresse?

Was die Verbreitung anlangt, so setzt die Cheminée sarrasine erst ein, wenn man von Süden her, vom Pays des Dombes kommend — dem sie vollkommen fehlt —, die Grenze gegen das Pays des Bresses überschreitet. Nach Jeanton ist sie durchaus auf die Bresse beschränkt, ist im Süden derselben am häufigsten, geht aber auch heute noch in einzelnen Exemplaren bis an die Nordgrenze, also durch die ganze Bresse hindurch. Das Sarazenenkamin überschreitet damit die volkskundlich so wichtige Trennungslinie zwischen dem Steildach im Norden und dem Flachdach im Süden, die die Bresse in zwei Teile trennt, die sich auch noch durch andere folkloristische, historische und staatliche Tatsachen unterscheiden: die Bresse bourguignonne (Dép. Seine-et-Loire) im Norden und die Bresse savoyarde (Dép. Ain) im Süden.

Leider befinden sich die Cheminées sarrasines in rapidem Rückgang. Jeanton hat sie sorgsam gezählt und kartiert und es ist wohl ihm zu danken, dass eine Anzahl der typischsten als „Monument historique“ erklärt worden sind; denn sie schwinden unaufhaltsam: von „Zehntausenden“ im vorigen Jahrhundert auf einige Hundert um die Jahrhundertwende, die heute kaum mehr hundert sein mögen[1]). Dass dieser Schwund gerade in neuester Zeit, d. h. seit der Jahrhundertwende ein so rapides Tempo angenommen hat, erklärt sich daraus, dass immer mehr Landgüter — Jeanton spricht 1924 von 75 % — in das Eigentum der Bauern selber übergegangen sind. Früher gehörten sie Adligen oder Städtern, denen nicht daran gelegen war, diese stattlichen Zeugen der Vergangen-

[1]) Jeanton, Hab. pay. bress. S. 71.

heit zu entfernen. Seit aber die Pächter zu Eigentümern wurden, traten solche Gründe der Pietät gegenüber praktischen Erwägungen zurück, und man fing allgemein an, modernere Feuerungseinrichtungen einzubauen. Wohl rühmt man den guten Zug der alten Cheminée sarrasine, aber die von oben einströmende Kaltluft und besonders der Regen, der sich mitten in den Wohnraum ergiesst, wurden als sehr lästig empfunden. Dazu kommen wohl auch noch hohe Unterhaltkosten. Kurz — der Untergang dieser eigenartigen Zierde scheint besiegelt. Doch ist es — wie gesagt — gelungen, schliesslich eine Anzahl derselben, als sie schon auf 80 Stück zusammengeschmolzen waren, als Monument historique zu erklären. Auch berichtet Jeanton erfreut von einigen Bauern, die sich verpflichtet haben, die Mitra bestehen zu lassen, auch wenn sie das Kamin im Hausinnern modernisieren.

Und nun Name und Herkunft dieser Feuerstelle, die durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem schweizerischen Burgunderkamin unser besonderes Interesse erregt. Diesen Namen trägt sie in Burgund allerdings nicht. Sie heisst offiziell in Urkunden etc. von jeher Cheminée sarrasine, also Sarazenenkamin. Und diese Bezeichnung steht dabei nicht allein: in der Bresse sieht man ganz auffallend viele Äcker mit „Sarrasin“ d. h. Buchweizen, den wir auch Tartarenkorn (Fagopyrum tartaricum) nennen, ein eigentümliches Zusammentreffen. Jeanton ist der Ansicht, dass dieser Name eher einem jahrhundertealten amtlichen Gebrauch entstammt, als dass er eigentlich volkstümlich wäre. Die Bevölkerung brauche ihn heute nicht mehr, sondern spreche von „Cheminée qui chauffe au large“ oder „Grande Cheminée“, in einigen Gemeinden nenne man sie Cheminée savoyarde, was aber nicht auf Herkunft aus Savoyen deute, sondern mit der einstigen Zugehörigkeit der Bresse zu Savoyen zusammenhänge, die 1601 ihr Ende fand. Anderseits scheinen diese Kamine in ihrer heutigen Form, speziell die verzierten Mitren, nicht älter zu sein als das XIV. Jahrhundert, die ersten etwa aus der Zeit der Hochgotik stammend.

Die ältesten Formen sind nach Jeanton die polygonalen und gerade bei diesen seien orientalische Einflüsse unverkennbar. Er weist darauf hin, dass ihm ganz ähnliche Formen vom Bosporus und Schwarzen Meer einerseits, aus Katalonien und Arragonien, also aus lange unter maurischem Einfluss ste-

henden Gegenden Spaniens anderseits bekannt geworden sind, die beide Merkmale, die zentrale Feuerstelle und die verzierte Mitra, aufweisen. Andere verwandte Vorrichtungen hingegen in der Schweiz, in Lothringen, im Elsass, sind, da sie entweder nur das konische Kamin oder nur eine mehr oder minder verzierte Mitra aufweisen, nicht zu den echten Cheminées sarrasines zu zählen. Allerdings dürfe man auf diesen

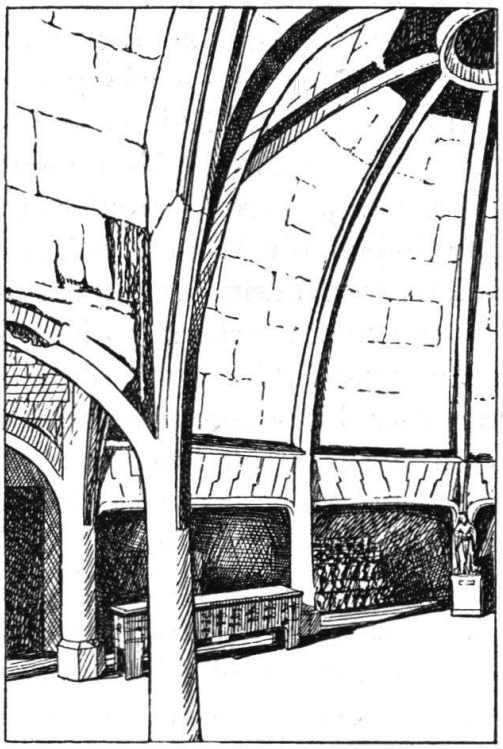

Abb. 5. Die Küche des Schlosses der Herzöge von Burgund in Dijon (nach einer käufl. Postkarte).

Namen selber nicht allzu grosses Gewicht legen. Er „beweist nichts in Bezug auf ihren Ursprung... Er hat im alten Volksgebrauch die Bedeutung von etwas, das dem Christentum fremd ist; er ist das Synonym von barbarus im Lateinischen". Also gerade das, was in der Schweiz der Bezeichnung „Heidenhäuser", „hednische Hije" (Wallis) zu Grunde liegt.

Aber woher dann diese orientalischen Anklänge, die Jeanton für gesichert erachtet? Er spricht sich darüber folgendermassen aus: „Auf jeden Fall wird dieses fesselnde Geheimnis (ce mystère passionant) wohl kaum je gelüftet werden. Muss man darin die Hand der angeblichen Sarazenen des Saônetales sehen, Gefangener aus der Zeit der Kreuzzüge? Das ist sehr problematisch. Oder muss man sie, wie Einige

Abb. 6. Das Schloss der Könige von Portugal in Cintra, Prov. Estremadura. Im Hintergrund rechts ragen die beiden konischen Küchenkamine hervor. (Nach einer käufl. Photographie, Hor. Novaes, Lissabon.)

behaupten, auf herumziehende Kunsthandwerker orientalischen Ursprungs zurückführen, nach Art der Kesselflicker? Man weiss es nicht. Aber warum trifft man sie nur in der Bresse?" Schliesslich erscheint es Jeanton als das Wahrscheinlichste, dass in die durch mittelalterliche Pestepidemien entvölkerten Dörfer Volksgruppen aus dem Balkan angesiedelt seien, die als Christen vor den Türken im XIV. und XV. Jahrhundert flohen. Diese Ansicht sieht er bestätigt durch den Umstand, dass in einigen Dörfern der Bresse eigentümliche alte Gebräuche nachzuweisen sind, die mit solchen in Kroatien, Istrien und Albanien übereinstimmen. Noch heute hat sich bei den Einwohnern selber der Glaube erhalten, dass sie orientalischen Ursprungs und aus dem Osten eingewandert seien. Sie und nicht die bei Poitiers 732 besiegten Araber oder die Sarazenen des X. Jahrhunderts — wie der Name wohl glauben machen möchte — kämen also nach Jeanton in Betracht als Urheber oder wenigstens Anreger der echten Cheminées Sarrasines.

Drängt sich so die Erkenntnis auf, dass auch in Burgund das konische Kamin nicht eigentlich autochthon ist, so wenig wie in der Schweiz, so ergibt sich die Notwendigkeit, nach weiteren Spuren desselben zu suchen, auch unter städtischen Verhältnissen, die ja so manchmal die ländlichen beeinflusst haben und sich in ihnen am längsten erhielten. Die erste, unverhoffte Gelegenheit dazu bietet schon die Residenz der Herzöge von Burgund, das Palais Ducal in Dijon. Im Erdgeschoss betritt man einen mässig grossen, runden Raum, der heute einige Skulpturen birgt, aber als „Küche" bezeichnet wird. Keine Spur von Herd, von Kaminmantel und Kaminschlot. Die Wände ziehen sich weit nach oben, indem sie sich allmählich einander nähern: man steht im Innern einer hohen Kuppel, die im Scheitel mit einer runden Öffnung abschliesst. Was aber ist das nun anderes als ein echtes konisches Kamin, diesmal, der Würde des Ortes entsprechend, in Stein gemauert, nach Art eines falschen Gewölbes sich langsam nach oben verjüngend? Diese herzogliche Küche erscheint für die Deutung des Burgunderkamins als sehr wichtig (Abb. 5).

Auch im päpstlichen Palast zu Avignon findet sich die gleiche „hohe konische Küchenhalle", die früher, ihrer ungewohnten Form wegen, als „Tour d'Estropada", als Folterkammer, gedeutet wurde (Ludwig Passarge, Reisebriefe aus dem heutigen Spanien und Portugal, 1884, Band I, S. 28). Passarge vergleicht sie bereits mit den Küchen von Cintra (ebenda Band II).

Einen grossen Schritt weiter nach Westen: in herrlicher Umgebung auf dem Höhenzug, der mit dem Cabo da Roca bis in den Ozean vorstösst, liegt in Cintra, nördlich von Lissabon, das Sommerschloss der Könige von Portugal. Es zeigt ein etwas wirres Durcheinander wenig bedeutender Gebäude und stammt in seinen ältesten Teilen aus dem 14. Jahrhundert. Was aber in die Augen sticht, das sind zwei helle, runde Kegel, die sich jeder in einen dünnen, langen Schlot verengern, von einer Form, die der Dichter Anderson mit einer riesenhaften Champagnerflasche verglich. Von ganz beträchtlichen Dimensionen, überragen sie die mehrstöckigen Schlossbauten: es sind die königlichen Küchen! Sie wurden auf arabischen Grundmauern von Joao I (1357—1433) erbaut. A. Haupt schreibt in seinem Buch „Die Baukunst der Re-

Abb. 7. Gruppe von Trulli in Alberobello, „Zona monumentale", Apulien. (Nach einer käufl. Postkarte.)

naissance in Portugal": „Diese Bauweise der Küchen, welchen statt eines Daches solche in einen langen Hals auslaufende Schlote dienen, soll von den Mauren ererbt sein. Sie findet sich im Lande öfters, besonders bei den umfänglichen Klosterküchen (Alcobaça)." Auf einem Stich aus dem Jahre 1507 erscheinen diese beiden Küchen bereits in der heutigen, höchst archaisch anmutenden Gestalt. Sie sind hier, wie auch an andern Orten Portugals, immer noch in Funktion, und es

wird in ihnen auf offener Herdstelle mit Holzkohle gekocht. Vergessen wir nicht, dass der Feuerraum, die Küche, nicht nur der ursprünglichste, sondern auch der konservativste Raum des Hauses ist (Abb. 6).

Wir haben also in Cintra etwas ganz Analoges wie in Dijon: ein rundes steinernes Gehäuse, durch Vorkragungen konisch verjüngt nach Art eines falschen Gewölbes, ein um das Herdfeuer errichtetes Rundhaus.

Damit sind wir aber in den Bannkreis der steinernen Rundbauten überhaupt gelangt. Wir finden sie, die sich in der primitiven, naturgegebenen Form von falschen Gewölben darbieten, noch heute zu Tausenden durch die atlantischen und mediterranen Länder hindurch. Die bekanntesten und wohl auch noch lebenskräftigsten sind jedenfalls die Trulli, die in Apulien sowohl als ländliche Bauten auftreten, als auch ganze Ortschaften zusammensetzen, wie z. B. die als Nationalmonument geschützte Altstadt von Alberobello. Wenn auch heute die Feuerstelle meist in einem kleinen, eisernen Herd besteht, der sich bald in einem Anbau, bald nur unter einem Schutzdach im Garten befindet, so ist doch ohne weiteres klar, dass die Tausende von steinernen Bienenkörben ursprünglich nichts anderes sind, als solche Gehäuse um und über dem häuslichen Herdfeuer. Merkwürdig sind die steinernen oder hölzernen Knäufe, die das zentrale Loch auf dem Scheitel der Kuppel schliessen und deren eigentümliche Formen, ebenso wie die mit Weisskalk auf das Mauerwerk gemalten Figuren und Zeichen, vielleicht nicht ohne symbolischen Sinn sind (Abb. 7, 8, 9).

Nur kurz seien ferner als Beispiele die konischen Steinrundbauten in Form falscher Gewölbe erwähnt, die sich von den Broch oder Piktentürmen im nördlichen Schottland über die irischen, bienenkorbartigen Steinhütten, über die in Portugal und Spanien eingehend studierten, heute noch den Hirten dienenden Rundhäuser, über die Nuraghi (sog. Sarazenentürme!) Sardiniens, die Sesen von Pantellaria zu den Trulli Apuliens und in den mediterranen Orient hinziehn. Über das Alter dieser Bauten gehn die Meinungen im Einzelnen noch weit auseinander. Zum Teil werden sie als neolithisch-bronzezeitlich datiert. Aber auch das ist sicher, dass sie sich durch die ganze historische Zeit hindurchziehn und dass sie z. T. noch heute lebend sind, wie die Trulli in

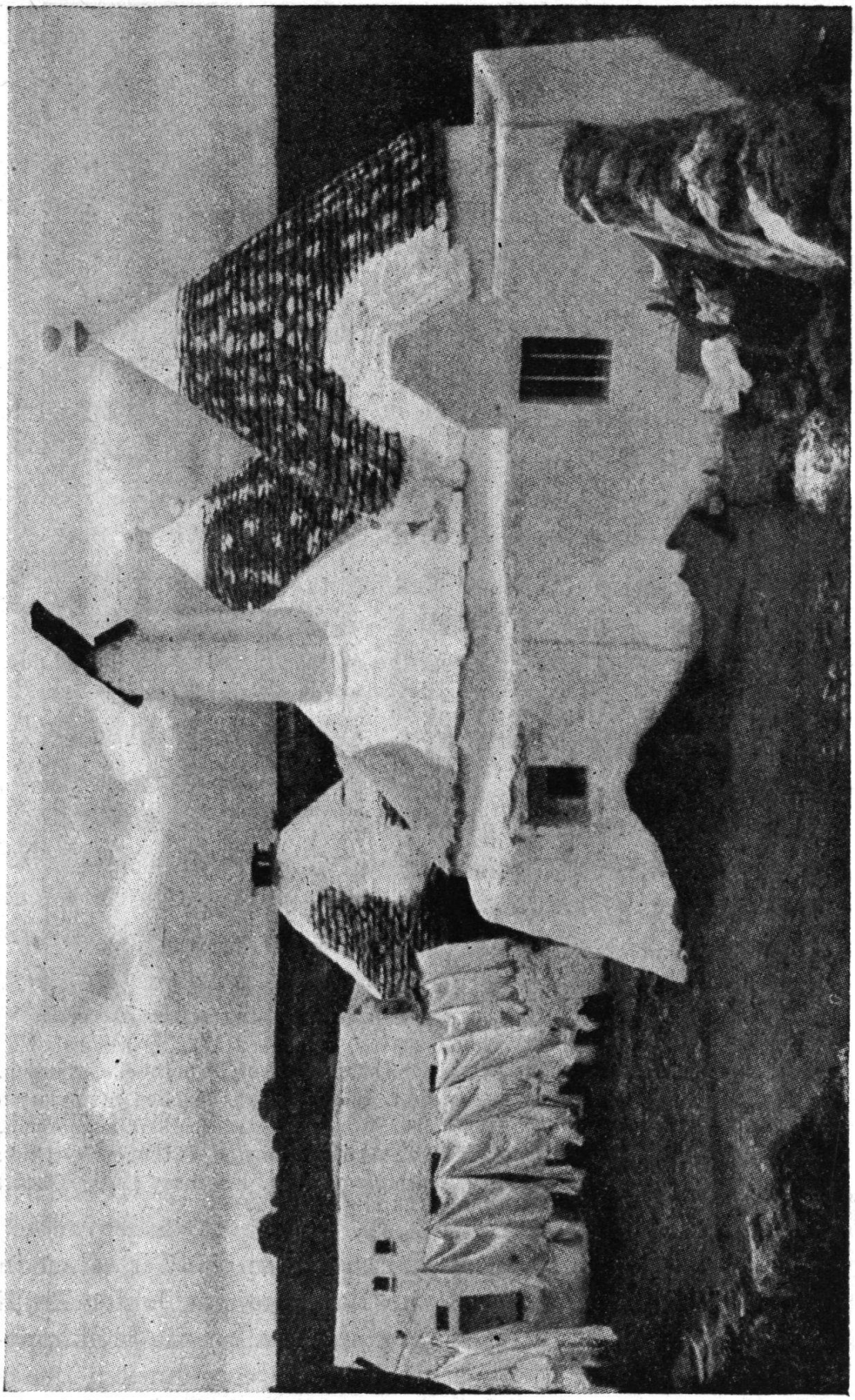

Abb. 8. Gruppe von Trulli aus der Umgebung von Alberobello (Apulien), die z. T. noch als Küche dienen, mit konischem Kamin in Form eines falschen Gewölbes. (Aus: Guiseppe Pagano e Guarniero Daniel, Architettura rurale italiana, ed. Ulrico Hoepli, Milano 1936.)

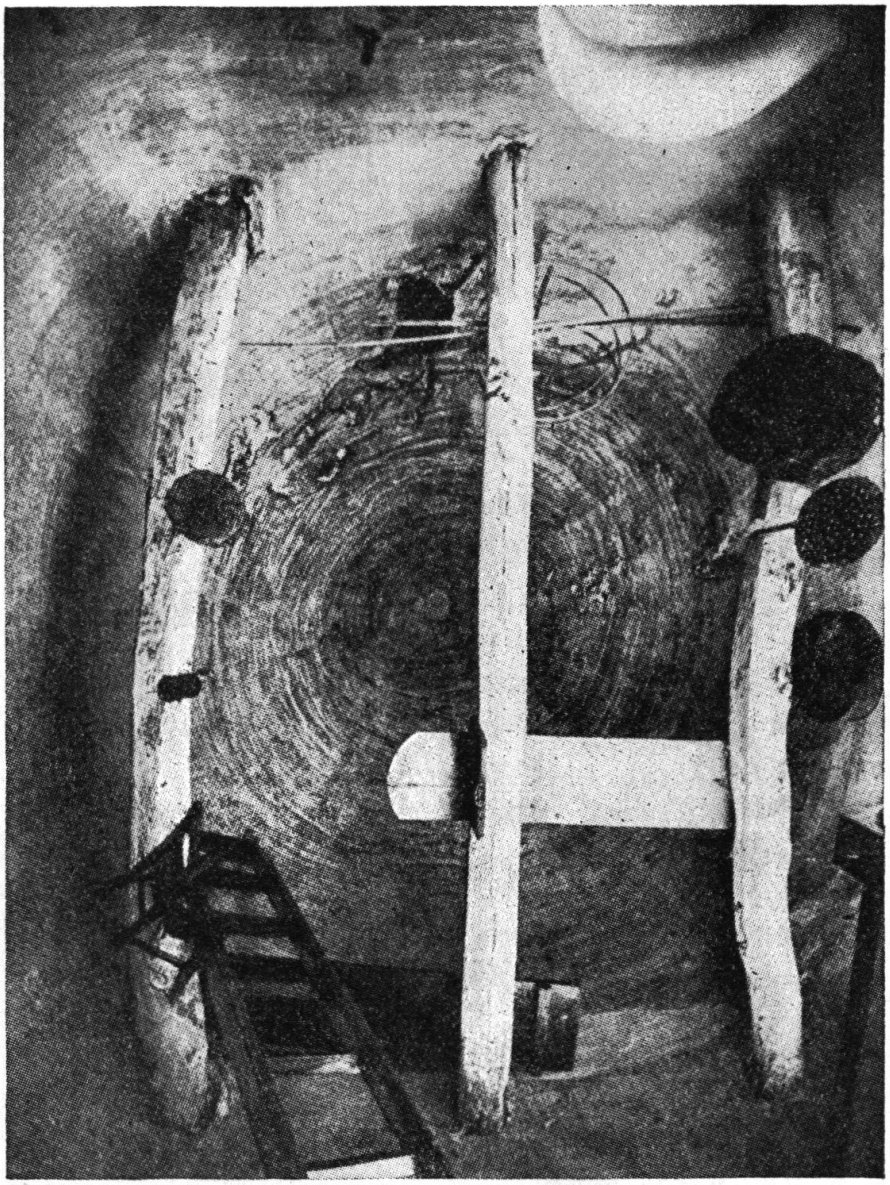

Abb. 9. Innenansicht eines Trullo aus der Umgebung von Alberobello, Apulien. Die Ansicht, vertikal nach oben gerichtet, zeigt das aus flachen Steinplatten geschichtete falsche Gewölbe. Auf halber Höhe sind Querbalken angebracht, an denen Möbel und Hausgeräte hängen; rechts oben der Türbogen. — (Aus: The National Geographic Magazine, Washington D. C., February 1930, S. 245.)

Apulien und die Hütten auf Arran (Irland). Wir sahen in Alberobello noch eine Kirche im Bau, die aus lauter Trulli zusammengekoppelt erschien und entfernt an die vielkuppeligen Moscheen des Orients erinnerte. Die vornehmsten Denkmale aber sind wohl niedergelegt in vorhellenischer Zeit: in den Königsgräbern von Mykene und den runden Tumuli der etruskischen Nekropolen.

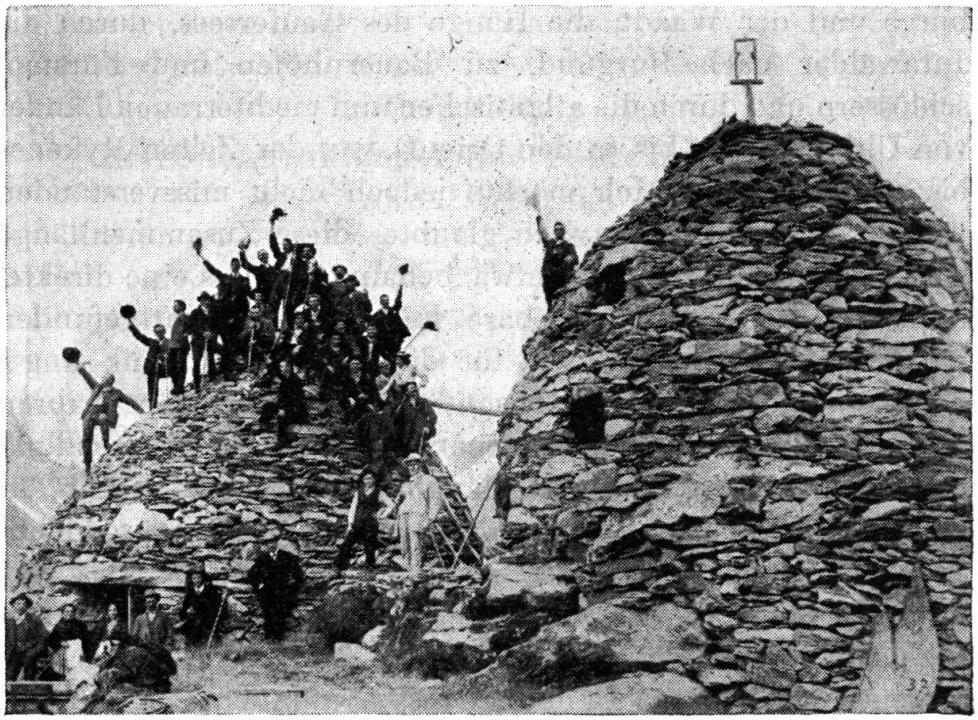

Abb. 10. Die Steinhütten von Sassal Masone am Südabhang des Berninapasses gegen das Puschlav (Kt. Graubünden), 2116 m ü. M.
(Photogr. Botanische Exkursion ETH Zürich, unter Prof. Dr. Carl Schröter, 1901.)

Und nun, am Schluss dieser nur ganz lückenhaften Aufzählung, die nur ein Hinweis sein sollte, kehren wir wieder in unser eigenes Land zurück: im SW verliessen wir es, im SE betreten wir es wieder: der Kreis schliesst sich! Haben wir denn nicht auch letzte Spuren solcher steinernen Rundbauten bei uns? Jeder, dem es vergönnt war von unserm schönsten Pass, dem Bernina, ins Puschlav hinabzusteigen, kennt sie: die beiden Steinhütten von Sassal Masone. Kostbarster volkskundlicher Besitz sind sie heute unter Heimatschutz gestellt. Eine dritte solche Rundbaute, die sog. Fischerhütte am Lago Bianco, die Hunziker noch abbildet, ist leider verschwunden. Aber die Hütten von Sassal Masone stehn da und bleiben hoffentlich erhalten als leibhafte Schweizer Trulli. Heute nur mehr wirtschaftlichen Zwecken dienend, wurden sie um die Jahrhundertwende noch im Sommer von den Älplern bewohnt (Abb. 10).

Unsere Wanderung um halb Europa ist zu Ende. Sie führte uns von den bescheidenen Alphütten am Brünig durch Berner und Waadtländer Täler, über die Ackerländer Frei-

burgs und der Waadt, die Hänge des Genfersees, durch die Jurawälder nach Burgund, zu Bauernhöfen und Fürstenschlössern und durch die atlantischen und mediterranen Länder von Ultima Thule bis in den Orient; von den Zeiten Mykenes bis zur Gegenwart. Ich möchte jedoch nicht missverstanden werden: ich will, indem ich glaubte, diese Zusammenhänge aufzeigen zu dürfen, nicht etwa behaupten, dass eine direkte, räumlich oder zeitlich fassbare Beeinflussung stattgefunden habe, wie eine solche z. B. für die Fayence-Keramik angenommen wird, die vom Orient über das von den Mauren besetzte Iberien — wo sie sogar im Hausbau Verwendung fand — nach Mitteleuropa gelangt ist. Um solches für das konische Kamin zu stipulieren, müsste zuerst ein ausgedehnteres und zugleich vertieftes Studium vorausgehen! Das zentrale Herdfeuer, das falsche Gewölbe, das sind solch naturgegebenen Dinge, dass sie sicherlich nicht nur einmal, sondern tausend Male spontan erfunden resp. gefunden sein müssen. Gibt man einem Kind flache, kurze Bauklötzli mit der Aufgabe, ein oben geschlossenes Haus zu errichten, so kommt es, ohne ein Architektengenie sein zu müssen, auf die Idee, durch Vorkragung jedes nächsthöheren Klötzchens schliesslich die Wände oben sich berühren zu lassen, d. h. es wird seinerseits ein falsches Gewölbe konstruieren.

Was ich mit meinen Mitteilungen zu veranlassen hoffe, ist: erstens die Aufmerksamkeit auf gewisse Zusammenhänge — seien es Beeinflussungen, seien es blosse Coïncidenzien — zu lenken, die vielleicht zunächst absurd erscheinen mögen, bei vermehrter Beobachtung und Überlegung aber immer plausibler werden. Und zweitens: zu zeigen, wie die Erforschung unserer Bauernhäuser noch voll interessanter Probleme steckt, ganz besonders, wenn man einmal den philologischen oder den æsthetisierenden Standpunkt auf der Seite lässt und dafür den rein volkskundlich-geographischen einnimmt, der einerseits die funktionelle, anderseits die genetische Seite zum Gegenstand seiner Forschungen macht.